



IMMER UND EWIG

Ein Film von Fanny Bräuning
Mit Niggi und Annette Bräuning

Kinostart : 31. Januar 2019

Dauer: 85 min.

Pressematerial : <http://www.frenetic.ch/espace-pro/details//++/id/1083>

Medienbetreuung

Micha Schiwow

044 488 44 25

micha.schiwow@prochaine.ch

DISTRIBUTION

FRENETIC FILMS AG

Lagerstrasse 102 • 8004 Zürich

Tel. 044 488 44 00 • Fax 044 488 44 11

www.frenetic.ch

SYNOPSIS

Die unglaubliche Reise eines aussergewöhnlichen Liebespaares.

Ein Liebespaar, beide Ende 60, startet von Basel aus eine Reise kreuz und quer durch Südeuropa. Am Steuer des Campers sitzt Niggi, leidenschaftlicher Fotograf und Tüftler, neben ihm Annette, seine vom Hals halsabwärts gelähmt Frau. Seit 20 Jahren ist sie rund um die Uhr auf Hilfe und Pflege angewiesen. Mutig und mit Witz und Charme ringen die beiden dem Leben ab, was immer es an Schönerem für sie bereithält.

Wie schafft es das einst junge, wilde Paar seit so langer Zeit, allen Einschränkungen zum Trotz, immer wieder von neuem aufzubrechen?

Die Tochter der beiden, Filmemacherin Fanny Bräuning, begleitet ihre Eltern auf der Reise und macht sich voller Neugier und Staunen auf die Suche nach Antworten. Ihr Film macht Mut und ist eine hinreissende Hommage ans Leben, ein Muss für alle, die an die Liebe glauben.



FANNY BRÄUNING, AUTORIN & REGISSEURIN

Geboren 1975 in Basel, Schweiz

1996-2001 Studium im Fachbereich Film/Video an der Zürcher Hochschule der Künste. Diplom ZHDK

Seit 2001 selbständige Regisseurin

Lebt in Berlin

2008 No More Smoke Signals, Kinodokumentarfilm

Schweizer Filmpreis (Bester Dokumentarfilm)

Solothurner Filmpreis, Basler Filmpreis, Zürcher Filmpreis

2001 Paloma, Kurzdokumentarfilm

1999 Meine Mutter, Kurzdokumentarfilm



INTERVIEW MIT REGISSEURIN FANNY BRÄUNING

Frau Bräuning, was liess Sie einen Film ausgerechnet über Ihre Eltern drehen?

Vor 18 Jahren sass mein Vater am Krankenbett meiner Mutter, die auf der Intensivstation zwischen Leben und Tod schwebte. Ich hatte innerlich schon begonnen, mich von ihr zu verabschieden. Nicht so mein Vater. Noch während sie vollständig gelähmt im Koma lag, fing er an, von einem ausgebauten Kleinbus zu träumen, mit Hilfe dessen sie beide auch zukünftig noch am Leben würden teilnehmen können. Die Idee, daraus einen Film zu machen, ist dann über die Jahre langsam gewachsen. Immer wieder habe ich gemerkt, wie stark meine Eltern mich im Umgang mit ihrem Schicksal berühren, und wie mich ihre Weltsicht beeindruckt.

Dieser Bus ist inzwischen Realität geworden.

Ja, sie haben schon viele Reisen in ihm unternommen. Mein Vater gibt mit seinem Erfindergeist alles, um ihr gemeinsames Leben aufrecht zu erhalten – komme, was da wolle. Mich berührt diese Rebellion meines Vaters gegen die Krankheit meiner Mutter. Wie er versucht, dafür seine ganze Kraft und all seine Fähigkeiten einzusetzen. Und mich berührt auch der Wille meiner Mutter, weiter zu leben, trotz stärkster Einschränkungen. Ein Wille, der unter anderem vielleicht auch daher rührt, dass mein Vater sich partout weigert, meine Mutter als schwerbehindert zu betrachten.

Er betrachtet sie nicht als schwerbehindert?

Nein, das brachte ihn sogar ziemlich in Rage, als ich einmal dieses Wort benutzte. Denn sie könne ja noch alles: essen, denken und kommunizieren. Wirklich schlimm für ihn wäre, wenn der Austausch mit ihr nicht mehr stattfinden könnte. Das hat mich zunehmend begonnen zu interessieren. Woher er die Energie für diese Wahrnehmung, für diese positive Haltung nimmt. Für mich selber war die Krankheit meiner Mutter nämlich ein bisschen wie ein schwarzes Loch. Sehr viel, was ich seit meiner Jugend mit meiner Familie erlebt habe, war davon überschattet. Als Teenager ging ich zum Beispiel kaum je tanzen, weil ich wusste, dass meine Mutter das so gern getan hätte. Ich versuchte mir damals einzureden, Discos seien etwas für oberflächliche Menschen. Denn Tanzen als Ausdruck von unbändiger Körperlichkeit war für mich irgendwie schuldbelastet. Um zu mir selber zu kommen, musste ich ein Stück weit Abstand gewinnen. Mit der Zeit begann mich die Frage umzutreiben: Wie schafft mein Vater das alles? Aber auch eine andere Frage beschäftigte mich zunehmend.

Nämlich?

Die Frage: Wer ist eigentlich meine Mutter? Denn für mich selbst war sie ein Stückweit hinter dieser Krankheit verschwunden. Nicht, dass es sie nicht mehr gegeben hätte. Aber irgendwann musste ich mir eingestehen, dass ich eigentlich gar nicht wusste, wer sie ohne diese Krankheit wäre. Ich war zwei Jahre alt, als sie die Diagnose MS bekam. Ich kenne sie gar nicht anders als krank. Mein Vater aber schon.

Sie wollten also quasi durch die Augen Ihres Vaters auch Ihre Mutter besser kennenlernen?

Ja, ich wollte herausfinden, was er in ihr sieht. Denn ich glaube, es gibt so etwas wie ein unverwundbares Selbst eines Menschen, das man entdecken kann, wenn man hinter die Krankheit und die Verletztheit schaut. Und ich merkte, dass meinem Vater das viel leichter fällt als mir. Weil er meine gesunde, junge Mutter kannte und – wie ich glaube – auch heute noch in ihr sieht. Viel stärker, als ich das selber kann. Mir wurde mit der Zeit immer klarer: Es muss da etwas geben vor meiner Geburt, das die beiden ganz stark verbindet, wie so eine Art Ursprungs-Mythos, den ja jedes Paar irgendwie hat. Und der die beiden ganz stark trägt.

Und? Wie sieht dieser Mythos konkret aus?

Ich glaube, sie zehren noch heute von ihrer gemeinsamen Jugend, der Kunstszene, in der sie damals verkehrten, dem Gestalten von Bildern und Welten: er als Fotograf, sie als Grafikerin. Und von ihrem Austausch darüber.

Sie beide sind Bildermacher.

Ja, sie haben es sich einst beide zum Beruf gemacht, ihren eigenen Blick auf die Realität zu bestimmen, diese Realität zu gestalten: Wo setzen sie den Rahmen, was gehört noch ins Bild und was nicht, oder welches Licht setzen sie: Soll das Ganze dramatisch aussehen oder eher lieblich? Und das kann man nicht nur in der Kunst, das kann man auch im Leben. Mein Vater fotografiert zwar inzwischen kaum mehr – oder zumindest nicht mehr beruflich –, aber er gestaltet immer noch die Realität. Er entscheidet, dass das nicht schlimm ist, was sie beide erleben, weil sie noch immer ganz vieles können.

Was macht die Liebe Ihrer Eltern sonst noch aus?

Verbindlichkeit und Hingabe. Mein Vater sieht in dieser Hingabe ganz klar auch einen Gewinn. Als verschiedene Bekannte meiner Eltern in eine Midlife-Crisis geraten waren, meinte er, das könne ihm nicht passieren. Er müsse sich diese Sinnfragen nie stellen, und er sei froh darum. Für mich ist er ein Liebender, der bis zum Letzten geht. Das ist ein Selbstbild, mit dem man – glaube ich – gut leben kann.

Aber nicht nur Ihr Vater tut viel für Ihre Mutter, sondern auch sie für ihn.

Ja, durch Blicke und ihr Lächeln kommuniziert sie ihm immer wieder: «Mach dir keine Sorgen, mir geht es gut. Ich danke dir.» Auch wenn sie dies oftmals wahrscheinlich grosse Anstrengung kostet, weil ihr wohl nicht immer danach zumute ist. Das ist ein sehr berührendes Wechselspiel, finde ich. Denn ich glaube, ohne diese liebevollen Rückmeldungen meiner Mutter wäre mein Vater vielleicht längst schon ausgebrannt.

Dennoch werden im Lauf des Films zunehmend Ambivalenzen offenbar. Zunächst wirken sie wie ein Misston, der sich zufällig eingeschlichen hat, doch dann zeigt sich diese Liebe mehr und mehr in ihrer ganzen Vielschichtigkeit.

Ja, mitunter werden neben aller liebevollen Fürsorge und Behutsamkeit auch unterschwellige Aggressionen spürbar, von beiden Seiten her. Für meine Mutter ist ihre Abhängigkeit manchmal sehr schwer auszuhalten. Und für meinen Vater ist seine Aufgabe ja nicht nur sinnstiftend, sondern auch eine Belastung. Er sagt im Film auch, das Schwierigste sei für ihn, den Lebenswillen für zwei erhalten zu müssen. Er muss wahnsinnig viel leisten, um diese Krankheit zu kompensieren, die meine Mutter immer schwächer macht. Das ist sicher ein grosser Druck. Aber erwartet meine Mutter alles, was mein Vater für sie tut? Im Film sagt sie, es wäre ihr manchmal sogar lieber, er machte seine Reisen auch mal allein. Denn auf Reisen ist sie viel abhängiger von ihm ist als daheim, wo sie auch ihre Pflegerinnen und Therapeuten hat, die ihr den Alltag oft stark erleichtern.

Manchmal schwingt dabei sogar die Frage mit, ob Fürsorge auch ins Negative kippen kann.

Durchaus. Mich interessierte, was es bedeuten kann, wenn man sich auf all das einlässt, gemeinsam, als Paar. Für mich ist das Bild der Liebe meiner Eltern am Ende kein kitschiges, sondern ein wahrhaftiges. Der Film zeigt ihre Beziehung in all ihren Facetten, inklusive Verzweiflung und Schuldgefühlen. Ihr Weitermachen ist kein verkitschtes, sondern ein ehrliches. Mit alledem, was ist. Trotzdem. Das ist für mich sehr tief und gross.

Der Film kreist aber nicht nur um diese Liebe, sondern zunehmend um die Frage, was einen überhaupt am Leben hält.

Genau. Für meine Mutter ist das, wie sie sagt, zum Beispiel auch die Freude an uns Kindern und ihren Enkeln. Oder einfach an den Blumen auf der Terrasse, dem Blick aus ihrem Fenster. Und sie lebt stark in ihren Tagträumen, in denen sie noch schwimmen und noch gehen kann. Zudem ist ja ein bekanntes Phänomen, dass man angesichts des Todes intensiver zu leben beginnt. Und meine Eltern befinden sich nun seit bald 20 Jahren in einem Extremzustand, in dem sie ständig aufs Intensivste an ihre

Vergänglichkeit gemahnt werden. Ich denke schon, dass sie das Leben umso mehr auskosten, da ihnen bewusst wurde, welch ein Geschenk es ist.

Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die Rückblicke auf die Vergangenheit. Sie selber erzählen im Film, Sie hätten als Kind oft Angst gehabt, Ihre Eltern liessen sich scheiden. Und Ihr Vater sagt, vielleicht wäre Ihre Mutter ja längst gegangen, wenn sie hätte gehen können. Besonders schlimm war für ihn denn auch, als er einmal träumte, sie sei wieder völlig gesund. Das war ein Alptraum für ihn.

Diesen Alptraum fand ich enorm überraschend. Hier wird etwas spürbar, was für mich, bei aller Hingabe, das Bewusstsein ihrer gegenseitigen Abhängigkeit zum Ausdruck bringt. Ich fand das wertvoll für den Film, weil es eine allzu klischierte Vorstellung von Beziehung sprengt, und mich mit einer Wahrheit konfrontierte, die sich echt anfühlte. Man sieht hier, dass es in Beziehungen ziemlich viel grau zwischen schwarz und weiss gibt, anders als in vielen Hollywood-Geschichten, die uns oft als die «wahren» Beziehungsvorbilder serviert werden. Menschliche Beziehungen sind aber viel komplexer. Das ist es, was mich interessiert.

Hatten Sie für Ihr Vorhaben Vorbildfilme?

Nicht im engeren Sinn. Rein thematisch haben mich aber die drei Filme «Amour» von Michael Haneke, «Intouchables» sowie «Le scaphandre et le papillon» inspiriert. In Julian Schnabels Film, der auf Deutsch ja «Schmetterling und Taucherglocke» heisst, fühlt sich der Protagonist mit dem Locked-in-Syndrom körperlich zwar gefangen wie in einer Taucherglocke, ist aber geistig frei wie ein Schmetterling. Ich finde, dieses Bild trifft auch auf meine Mutter zu.

Sie nannten jetzt nur Spielfilme.

Tatsächlich habe ich während meiner Recherche im dokumentarischen Bereich keinen thematisch verwandten Film gefunden, der so stark eine Beziehung in den Fokus stellt. Am ehesten zum Vergleich heranziehen könnte man vielleicht noch Peter Liechtis «Vaters Garten», wobei die Situation der Eltern hier natürlich eine komplett andere ist als die der meinen.

Komplett anders als der jetzige ist auch Ihr eigener letzter Film «No More Smoke Signals» über eine rebellische Radiostation in einem Indianerreservat.

Nicht komplett. Auch hier interessierte mich der Blick auf den Umgang mit äusseren Umständen, die einen in eine Situation zwingen, die man nie gewählt hätte, und wie man darin seine Würde und Identität bewahren kann. Das ist wohl schon ein bisschen mein Lebensthema.

In diesem Film spielte Musik eine grosse Rolle. Die scheint auch in «Immer und Ewig» ziemlich wichtig zu sein.

Ja, ich habe eng mit der Schweizer Singer-Songwriterin Olivia Pedroli zusammen gearbeitet. Mir gefiel, dass ihre Musik so atmosphärisch dicht ist, so pur und gleichzeitig zart. Ich habe für den Film nach etwas Analogem gesucht, nach etwas Haptischem, Körperlichem, dass man die Instrumente atmen hört. Das passt für mich zur spürbaren Körperlichkeit meiner Eltern im Film. Gleichzeitig faszinierte mich diese einzigartige Mélange aus Melancholie und Lebensfreude, die in ihrer Musik häufig zum Ausdruck kommt. Ganz zentral ist aber auch ein wiederkehrendes Stück aus der Jugendzeit meiner Eltern, der «Train Song» von Vashti Bunyan aus dem Jahr 1966. Ich phantasie mir meine Mutter von damals ein bisschen so wie diese Stimme, so sehnsüchtig-fragil und doch lebensbejahend. Dieses Lied symbolisiert für mich die Vergangenheit meiner Eltern und gleichzeitig das, was von damals in ihnen weiterlebt. Auch der Text vermittelt ein Lebensgefühl von Aufbruch und Neugierde auf die Welt, die sie beide ja nach wie vor haben. Der Song erzählt für mich: Das unzerstörbare Selbst, das in meiner Mutter steckt, reist immer mit.



DIE PROTAGONISTEN

Niggi Bräuning, mein Vater, 70 Jahre alt, geboren in Allschwil bei Basel, Sohn eines Floristen und einer Schneiderin. Nach der Schule ging er mit 15 Jahren aufs „Schulschiff“ und war drei Jahre lang auf der Strecke Basel–Rotterdam als Matrose auf dem Rhein unterwegs. Er galt als schräger Vogel, weil er lieber alleine klassische Musik hörte als zusammen mit den anderen Schiffsjungen dem Rock´n Roll zu frönen. Seit ich denken kann, bekommt mein Vater beim Anblick eines Schiffes leuchtende Augen.

Wenig später entdeckte er zwei weitere Leidenschaften, die sein Leben bestimmen sollten: die Fotografie und meine Mutter. Mit den während seiner Matrosenzeit gemachten Fotos bewarb er sich an der Kunstgewerbeschule - und im Vorkurs lernte er meine Mutter kennen. Dass gerade Niggi die schöne und geheimnisvolle Annette abbekommen hat, sorgte bei seinen Mitschülern für einiges Aufsehen und auch Eifersüchteleien. Danach absolvierte er in Zürich die Fotofachklasse, während er vier Jahre lang mit seinem Citroen „H“ auf dem Campingplatz wohnte. Nach einer rauschenden Hippie-Hochzeit mit Annette zogen sie zusammen in ihr neues Domizil in der Klingelbergstrasse in Basel und er begann als Fotograf zu arbeiten. Schnell machte er sich einen Namen, gewann verschiedene Preise und hätte wohl noch eine lange künstlerische Karriere vor sich gehabt, wäre nicht bald schon die Erkrankung meiner Mutter dazwischen gekommen. MS – Multiple Sklerose: eine Diagnose ohne Aussicht auf Heilung.

Der Bildermacher und -gestalter wurde immer mehr zum Gestalter ihrer Welt. Nahezu pausenlos tüftelt er an allerlei Erfindungen herum, die ihr das Leben erleichtern. Nach und nach baute er das ganze Haus um und machte es rollstuhlgängig, so dass es ihm die Pflege von Annette trotz schwerster Tetraplegie ermöglichte. Da meine Mutter das Haus mit der Zeit nicht mehr ohne weiteres verlassen konnte, kreierte er eine Hinterhofüberbauung, so dass eine für sie jederzeit zugängliche grosszügige Terrasse entstand. Er setzte sich dafür ein, dass die Nachbarfassade mit einer riesigen Fassadenmalerei mit Vögeln und Bäumen verschönert wurde, um seiner Frau einen farbigen Ausblick von ihrem Bett aus zu ermöglichen, wo sie immer mehr Zeit verbringen musste.

Als sich der gesundheitliche Zustand seiner Frau vor 17 Jahren schlagartig verschlechterte, hat mein Vater meine Mutter nach einem Jahr Rehabilitation nach Hause geholt und seinen Beruf als Fotograf vollständig aufgegeben – ohne zu wissen, dass es ein Abschied für immer sein würde. Seither ist die Pflege seiner Frau zum Schwerpunkt seines Lebens geworden. Und so sind die Reisen meiner Eltern die einzige Möglichkeit für meinen Vater, seine alte Leidenschaft aufleben lassen. Sein wichtigstes Utensil ist seine Kamera. Wo immer sie auch hinfahren, ist sie mit dabei.

„Wenn etwas gut sein soll, dann muss man es selber machen“, ist einer seiner Lieblingssätze, der wie sonst keiner zu beschreiben vermag, wie mein Vater tickt. Nie kam es für ihn in Frage, seine Frau der

Obhut eines Heimes zu überlassen. Vielmehr war und ist mein Vater davon überzeugt, für den Lebenswillen meiner Mutter verantwortlich zu sein. Das setzt ihn unter grossen Druck: wenn er nicht genug für sie tut, so glaubt er, möchte meine Mutter nicht mehr leben.

Vor diesem Hintergrund wurde mein Vater, so kommt es mir manchmal vor, im Laufe der Zeit zu einer Art unangefochtenem Alleinherrscher und Sinngebungsagent im Leben meiner Mutter. Ich habe bis heute nicht wirklich verstanden, ob meine Mutter von meinem Vater erwartet, sein Leben derart einzuschränken, um sich vollständig ihr zu widmen, oder ob sich das schleichend so ergeben hat. Ich weiss nicht, ob es je eine Auseinandersetzung zwischen den beiden gegeben hat, wo denn die Grenze wäre: wo die Selbstaufgabe aufhört und Selbstachtung anfängt - und umgekehrt. Mein Vater jedenfalls sieht in seiner Hingabe auch einen Gewinn: als verschiedene Bekannte meiner Eltern in eine Midlife-Krisis geraten waren, meinte er, das könne ihm nicht passieren: er müsse sich diese Sinn-Fragen nie stellen, und er sei froh darum.

In letzter Zeit mache ich öfter eine einschneidende Beobachtung bei meinem Vater, die so ganz neu für mich ist. Bis jetzt hat ihn seine manchmal ans Schrullige grenzende Leidenschaft beim Erfinden unerwarteter Möglichkeiten angetrieben, der Gravitationskraft der Endlichkeit zu entgehen. Nun ist der Macher von einst nachdenklicher geworden, wirkt manchmal erschöpft, hat hin und wieder Tränen in den Augen. Neulich sagte er, halb zu sich selbst, halb zu mir: „Wie hält man das aus, wenn man nichts tun kann?“, und meinte damit sicher die Krankheit meiner Mutter. Von „Partnerverlust“ hat er gesprochen, und er muss wohl ahnen, dass der Kampf gegen das Verschwinden auf Dauer nicht zu gewinnen ist. Zum ersten Mal seit 17 Jahren zeigt mein Vater so etwas wie Anzeichen von Resignation und leise Momente der Trauer. Wie aber soll es weitergehen, wenn es nichts mehr zu basteln, zu erfinden, zu bauen gibt?



getroffen hat. Er sei ihr sofort aufgefallen, weil er so schöne Locken hatte. Nach dem Vorkurs begann sie ihre Lehre als Graphikerin bei einem renommierten Basler Graphiker. Mehrmals im Jahr holte mein Vater sie mit dem Auto ab, um mit ihr durch die Welt zu gondeln – vom Nordkap über Russland bis an die Côte d’Azur, wo sie die unterwegs gemalten Bilder verkaufte, um Geld für ihre Reisekasse zu haben. Die Welt wurde weit. Mein Vater, heisst es, habe für ihre Eltern zeitlebens als „nicht gut genug“ gegolten. Aber für sie sei er ihr Prinz gewesen, der sie in die Welt hinaus führte und immer noch führt, sagt sie.

1971 heirateten meine Eltern und 4 Jahre später kam ich zur Welt; zwei Jahre später meine Schwester Julie. Wenige Wochen danach wurde bei meiner Mutter Multiple Sklerose diagnostiziert. Über die Jahre folgten etliche Schübe, die mit immer höheren Dosen Cortison behandelt werden mussten. Seitdem war sie, als Hausfrau und Mutter, immer ein Stückchen mehr auf Hilfe und Pflege angewiesen. Auch ihren Beruf konnte sie nicht mehr ausüben, obwohl sie für sich selber das Malen und Zeichnen noch lange aufrecht erhalten hat, so gut es ging; es war eine Art Lebenselixier für sie. Als ich 1987 auf die Pubertät zusteuerte, kam sie in den Rollstuhl. Später, ich war inzwischen ausgezogen und selber Mutter geworden, kam es 1999 aufgrund von Komplikationen zu einem toxischen Schock, infolge dessen meine Mutter ins Koma fiel. Nur knapp entkam sie dem Tod. Als sie nach dem Koma im Spital wieder erwachte, hatte sich ihr Zustand dramatisch verschlechtert. Sie konnte nicht mehr sprechen, sich nicht mehr bewegen – die einzige Möglichkeit, sich zu verständigen, war ein schwaches Blinzeln mit den Augenlidern. Langsam und durch intensive Reha lernte sie wieder zu sprechen, einem Flüstern gleich. Jedes Wort kostete sie grosse Anstrengung, was bis heute so geblieben ist.

Bei den Dreharbeiten zu meinem Film „Meine Mutter“ (ZHdK, 1999) erzählte mir meine Mutter von ihrer grössten Angst: „Dass es so bleiben könnte: ohne Hände zu leben“. Eben dies tut sie aber nun seit langer Zeit. Intensivste Pflege und Therapie sind seitdem nötig, die von meinem Vater gemeinsam mit der Spitex und anderen Helfern übernommen werden. Ursprünglich konnte sie sich ihr Dasein als Tetraplegikerin überhaupt nicht vorstellen und meinem Vater hatte sie zu verstehen gegeben, dass sie nur solange leben wolle, wie sie selber zur Medikamentenschublade komme - um sich nötigenfalls selber das Leben nehmen zu können.

In letzter Zeit droht sich die Situation meiner Mutter wieder zu verschlechtern: nachdem ihr Zustand lange Zeit stabil war, beginnen ihre Wachheit und ihre kognitiven Fähigkeiten nachzulassen. Ihr Verschwinden, lange Zeit hinausgezögert, scheint erneut begonnen zu haben. Es ist, als ob die letzten Bilder eines ihrer Gemälde, das ich die „Verschwindende Frau“ nenne, in spürbare Nähe gerückt sind: ein Gemälde, das sie schon vor ihrer Diagnose gemalt hat, und auf das sie - auf schon fast prophetische Art und Weise - ihr Schicksal gebannt hat.



Ich, **Fanny Bräuning**, die älteste Tochter von Niggi und Annette, kam 1975 zur Welt. Ich bin Mutter eines fast erwachsenen Sohnes, Noé, mit dem ich seit 2004 in Berlin lebe.

Als wir Kinder waren, sind wir alle zusammen jeden Sommer in einem Bus verreist, den mein Vater ausgebaut hatte. Ich war stolz auf unseren "H", der schon von weitem zu hören war, und unseren Freunden mit seinem unverwechselbaren Knattern schon von weitem anzeigte, dass „die Bräunings“ im Anmarsch sind. Mein Vater hatte für uns ein Häuschen auf dem Dach des Autos gebastelt, mit Herzfenstern, und alle meine Freunde waren ein wenig neidisch darauf. So fuhren wir ans Meer, mein Vater bastelte für uns Schiffe und Segelboote, nutzte jede Brise um zu surfen, und meine Mutter sass vor dem Auto und zeichnete. Es waren Zeiten voller Abenteuer, Freiheit und Wildheit.

So ist es nicht geblieben. Mehr und mehr übernahm die Krankheit das „Kommando“ in unserer Familie. Um es in einem Bild zu beschreiben: meine Mutter wurde eine Art Planet, um den sich seit meiner Kindheit die ganze Familie zu drehen schien, vor allem mein Vater. Wir alle befanden uns in unserer je eigenen Umlaufbahn um „Planet Mutter“, mal näher dran, mal weiter weg, in ständiger Sorge um ihre Bedürfnisse und ihr Wohlergehen.

Rückblickend scheint es mir, als ob ich als junge Frau der Schwerkraft der Erkrankung meiner Mutter entkommen musste. Mittlerweile lebe ich in Berlin und bin seitdem nur noch zu Besuch zu Hause gewesen. Und jedes Jahr besuchen uns meine Eltern auf ihren Reisen.

Oft habe ich mich gefragt, wie es meinem Vater all die Jahre möglich war, dermassen voll Hingabe für meine Mutter zu sorgen. Bis zu dem Punkt, wo er sein eigenes ambitioniertes Leben aufgegeben hat. Die Frage bewegt mich: Liebe als bedingungslose Hingabe, ist es das? Wie weit würde ich selber gehen wollen? Wie weit könnte ich es selbst tragen und ertragen, ohne verrückt zu werden oder mich selbst aufzugeben? Und was ist es, was den Lebenswillen meiner Mutter ausmacht? Heute, wo mein Vater spürbar älter wird und sein Dasein als Mond, der sich um seinen Planeten dreht, selbst vorsichtig in Frage stellt, spüre ich das Bedürfnis, das Sonnensystem intensiver bereisen zu wollen, dass meine Eltern sind. Als erwachsene Tochter und Filmemacherin kehre ich mit der Kamera zurück – mit meinen Fragen, meiner Irritation, meinem Staunen, meiner Neugier.



CREW

Regie	Fanny Bräuning
Produktion	Thomas Thümena
Kamera	Pierre Mennel
Montage	Catrin Vogt
Ton	Patrick Becker
Mischung	Denis Séchaud
Musik	Olivia Pedroli

Hugofilm in Koproduktion mit SRF / SRG

